

WILHELM ZAUNER

Wandelbare Menschen — unwandelbare Ideale?

Erziehung ist ohne Ideale nicht möglich. Heute ist davon jedoch wenig die Rede, wiewohl das Anliegen unter anderen Begriffen (Identifikationsmuster, Erziehungsziel, Sinnvermittlung u. dgl.) zur Sprache kommt. Ist das Wort verbraucht, ist das Ideal zu idealistisch geworden, daß man es nicht mehr so gerne in die nüchterne wissenschaftliche Diskussion einbezieht? — Die folgenden Überlegungen versuchen, aus der Reflexion über den Begriff und den Umgang mit dem Ideal einige Erkenntnisse für die Erziehung und die Erziehungssituation zu gewinnen.

I. Was ist ein Ideal?

Der Begriff kommt erstmals in den Kollektanen zur Literatur des protestantischen Theologen und Dichters Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) vor und ging allmählich in den allgemeinen Sprachgebrauch über. Das Wort stammt etymologisch vom griechischen „eido“ bzw. „oida“ ab, das im Lateinischen als „video“, im Althochdeutschen unter „wizzan“ aufscheint. Damit ist ein Sehen, Wissen, Erkennen und Verstehen gemeint, das Erblicken eines gangbaren Weges, das Erfassen eines Zusammenhangs. Das griechische „eidos“ bedeutet das Bild, das Vor-Bild, die Vorlage, den Entwurf, das Muster. Davon abgeleitet sind die Termini Idee, ein Grundbegriff der abendländischen Philosophie seit Platon, und Ideal. Idee meint eher den gedanklichen Entwurf, also wie etwas gedacht werden könnte, Ideal meint eher das Bildhafte, die Gestalt, also wie etwas „ausschauen“ könnte.

Das Ideal ist eine Voraussetzung jeder Erziehung sowie für eine recht verstandene Selbstverwirklichung, die nicht einfach sagt „Ich bin eben so und so muß ich

euch recht sein“, sondern die ein Vorbild hat und unter Umständen auch die Selbstverleugnung einschließt, etwa im Sinne Jesu: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Das Ideal meint ein Vorbild, von dem es keine perfekte Kopie gibt. Keiner ist so, wie er sich als Ideal denkt. Jeder könnte ein ganz anderer sein, wenn er seine Fähigkeiten ausschöpfen sowie seine ganze Phantasie und Gestaltungskraft einsetzen würde. Für jeden gilt das Wort des schweizerischen Dichters und Erziehers Johann Peter Hebel (1760—1826): „Traurig grüße ich, der ich bin, den, der ich sein könnte.“ — Ähnlich sagt es Angelus Silesius: „In jedem ruht das Bild des, was er werden soll. Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“

Das Ideal beunruhigt also. Es ist ein ständiger, unter Umständen lästiger Stachel und Mahner, ein Anspruch, dem einer im Grunde nie ganz entsprechen kann. Das Vor-Bild übersteigt alle Versuche, es nachzubilden und verweist so in die Transzendenz.

II. Die Krise der Ideale

In der heutigen Gesellschaft sind die Ideale in eine gewisse Krise geraten, was meines Erachtens drei Ursachen hat:

1. Die unbegrenzten Möglichkeiten der Multiplikation

Die Ideale als Vor-Bilder haben teil an der Krise der Bilder, die heute allgemein besteht. Sie hat ähnliche Ursachen wie die Krise des Wortes. Die ungehemmte Multiplikation der Wörter hat das Wort umgebracht. Die technischen Möglichkeiten

hinsichtlich des gesprochenen Wortes (Rundfunk, Tonband, Schallplatte) und des geschriebenen Wortes (Perfektion der Drucktechnik, Kopiergerät, Computer) haben zu einer Inflation des Wortes geführt.

Jeder von uns nimmt täglich viel mehr Worte auf, als er verarbeiten kann, wahrscheinlich schon allein durch den Rundfunk und die Zeitung. Ferdinand Ebner (1882–1931) sagte: „Das Wort ist der Weg.“ Man müßte in Ergänzung dazu sagen: Die vielen Wörter aber sind ein Labyrinth, ein Irrgarten, in dem man sich verläuft. Das erlebt jeder, der heute nach einer politischen oder weltanschaulichen Orientierung sucht.

Wie der Vervielfältigung der Wörter, so sind auch der Multiplizierbarkeit der Bilder heute keine Grenzen mehr gesetzt. Alles kann und muß illustriert und visualisiert werden. Der Bildschirm und die Bildwand gehören heute ebenso zur verlangten Ausstattung wie Mikrophon und Lautsprecher, vom Gewerkschaftskongreß bis zum Papstbesuch. Man kann nicht nur jedes Ereignis optisch und akustisch mitverfolgen. Kaum hat z. B. der Papst ein Land verlassen, liegen schon die Bildbände über seinen Besuch in den Auslagen, und der Auflage sind keine Grenzen gesetzt.

2. Die Bewegbarkeit der Bilder

Die Krise der Bilder hängt wohl nicht nur mit ihrer unbegrenzten Multiplizierbarkeit zusammen, sondern auch mit den Möglichkeiten des bewegten Bildes in Film und Fernsehen. Das bewegte Bild zwingt nicht mehr zum Betrachten, zu längerer Konfrontation und Stellungnahme. Ja es ermöglicht und erlaubt diese nicht einmal mehr in intensiver Weise. Das Bild ruht nicht mehr in sich, sondern es ist selbst wandelbar geworden und wandelt sich so rasch, daß man sich nach keinem mehr

ausrichten kann und die Fülle der Bilder auch wieder vergißt. So werden Ideale zu Idolen, die rasch wechseln: die Beatles, die Rennfahrer, die Liedermacher oder was sonst ein junger Mensch sich heute an Bildern in sein Zimmer hängt.

Es wäre sinnlos und kulturlos, gegen die Möglichkeiten des bewegten Bildes aufzutreten und Film und Fernsehen als Dekadenz zu beschreiben. Wohl aber muß die Wiedergewinnung des Wortes und des Bildes aus der Überfülle der Wörter und der Bilder ein Ziel der Kultur und der Erziehung sein. Man muß wieder lernen, Gedichte zu lesen, die sich nicht so leicht erschließen wie Zeitungsberichte oder Illustriertengeschichten, die nach dem Kriterium der Leichtfaßlichkeit und Sofortverständlichkeit abgefaßt sind. Man muß wieder lernen, ein einfaches und unbewegtes Bild zu betrachten, ohne gleich umzublättern oder in einer Ausstellung rasch zum nächsten Bild zu gehen. Das sind unerläßliche Vorübungen zur Wiedergewinnung der Fähigkeit, die Botschaft der Bilder zu erfassen, aber auch der Fähigkeit, Ideale und somit Vor-Bilder in den Blick zu bekommen.

3. Die veränderte Plausibilität der Ideale

Die Wirksamkeit der Ideale hängt von ihrer Plausibilität, also von ihrer möglichst allgemeinen Anerkennung im Lebenskreis und in der Gesellschaft ab. Exempla trahunt, haben die Römer gesagt: Das gute Beispiel reißt mit, das Ideal hat etwas Einladendes, Anziehendes, Herausforderndes. Das stimmt — aber es stimmt nur innerhalb eines Wertsystems. In einer Zeit des Pluralismus, in der mehrere Wertsysteme nebeneinander bestehen, gelingt es kaum einem Ideal, in mehreren Wertsystemen zugleich aufzuscheinen oder gar alle Systeme zu umgreifen. Ein vorbildlicher Sportler hat nur dem etwas zu sagen, der den Sport als

Wert ansieht; für einen anderen erscheint das Bemühen des Sportlers als eine sinnlose Anstrengung. Das Verhalten einer Maria Goretti, die sich lieber töten als vergewaltigen ließ, ist nur für den ein wirksames Vorbild, der das Bemühen um eine sittliche Ordnung im sexuellen Bereich als Wert anerkennt. Die voreheliche Enthaltsamkeit der Eltern ist für ihre Kinder nur dann ein Vorbild, wenn ein solches Verhalten wenigstens weitgehend in der Gesellschaft als Ideal anerkannt ist. Die freiwillige Ehelosigkeit von Ordensmitgliedern und Priestern hat nur dann eine vorbildhafte Wirkung, wenn Ehelosigkeit aus religiösen Gründen überhaupt als Ideal angenommen wird. Viele werfen der Kirche heute nicht vor, daß der Zölibat nicht gehalten wird, sondern daß er verlangt wird; er gilt ihnen nicht mehr als Ideal, sondern als Kuriosität.

Auch das Glaubenszeugnis darf nicht überschätzt werden. Grundsatztreue und Glaubensstärke unter Hinnahme schwerer persönlicher Nachteile werden zwar nicht abgelehnt, doch in den Bereich des Extremen und der Artistik verwiesen, was durch manche Heiligsprechungen noch verstärkt wird. Admirandum, non imitandum: Das Vor-Bild hängt so hoch, daß ich es zwar bewundere, aber nicht in meine Welt einbeziehen kann.

Viele Eltern und Erzieher sind enttäuscht, daß sich das gute Beispiel, das sie ihren Kindern und Schülern geben wollten und gegeben haben, so wenig ausgewirkt hat. Sie übersehen oft, daß das Vorbild, das sie dargestellt haben, vielen nicht mehr als Ideal erscheint und daß daher eine Verstärkung ihres Bemühens nicht die Wirkung ihres Vorbildes verstärkt.

III. Die Wandelbarkeit der Ideale

Ideale sind nicht einfach mit sittlichen Werten gleichzusetzen. Ein Sportverein hat ebenso seine Ideale wie eine Schule,

ein Musterbetrieb oder ein politisches System. (Mit Mißvergnügen denken wir an Adolf Hitler, der „seine“ Jugend „zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie die Windhunde“ haben wollte.) Ideale haben also nicht von vornherein dieselbe verpflichtende Kraft wie sittliche Werte. Sie sind eher Muster zur Verwirklichung von Werten und diese bedürfen der Überprüfung, ob sie als sittliche Werte gelten können.

Daß sie nur Muster sind, gilt auch von Idealen, die durch Heilige dargestellt werden. Papst Johannes XXIII. hat im Alter von 21 Jahren während der Exerzitien in sein geistliches Tagebuch geschrieben:

„Mit einer Gewalt, daß ich es mit Händen greifen kann, wird es mir klar: die Vorstellung, die ich mir von der Nachahmung der Heiligkeit anderer gebildet habe, ist falsch. Ich machte es wie ein Maler im Museum, der ein Bild von Raffael Zug um Zug genauestens kopiert . . . Nein, so geht es nicht: Von den Tugenden der Heiligen muß ich die Substanz und nicht die Akzidentien übernehmen. Ich bin nicht der heilige Aloisius, ich muß mich auf diese Weise heiligen, wie mein von ihm verschiedenes Wesen, mein Charakter, meine Lebensbedingungen es mit sich bringen. Ich habe nicht die magere und steckendürre Reproduktion eines noch so vollendeten Heiligentyps zu sein. Gott will, daß wir den lebendigen Saft vom Wesen der Heiligen in uns einsaugen, ihn in unser Blut umwandeln und den uns eigenen Veranlagungen und besonderen Lebensumständen anpassen.“ (Eintragung vom 16. Jänner 1903, zitiert nach L. Kaufmann, *Damit wir morgen Christ sein können*, Freiburg 1984, 29–30.)

Es ist auch zu bedenken, daß jede Lebensphase ihre eigenen Ideale hat. Alles hat seine Zeit — auch manche Ideale hatten ihre Zeit. Jeder muß auch einmal Abschied nehmen von bestimmten Idealen, nach denen er sich früher mit Recht gerichtet hat und muß neue Ideale finden, die seiner jetzigen Lebensphase und Situation entsprechen.

Weil Ideale Vor-Bilder und damit Bilder sind, stehen sie auch in gewisser Weise unter dem Bilder-Verbot: „Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgend etwas am Himmel dro-

ben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde" (Ex 20, 4). Der Grund für dieses radikale Bilderverbot (das im Islam so ernst genommen wird, daß nur ornamentale Kunst erlaubt ist) ist die Angst vor der heidnischen Vorstellung, daß man über das Abbild Macht über das Vorbild gewinnt, also über ein Gottesbild Macht über Gott. Das ist aber gegen das fundamentale Gebot der israelitischen Religion, sich der Macht Gottes zu unterwerfen. Wer sich von Gott ein Bild macht, der verliebt sich in dieses, statt Gott zu lieben. Das Bild kann aber auch zum Hindernis werden, einen Menschen zu lieben. Max Frisch notiert dazu im April 1946 in sein Tagebuch:

„Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, daß sie uns in der Schwebe des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen, daß jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und daß auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Vieles sieht er wie zum ersten Male. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis.“

In derselben Tagebucheintragung findet sich seine berühmte Geschichte eines jungen Mannes in Andorra, den man für einen Juden hielt, obwohl er ein Andorraner wie jeder andere war. Man bedrängte ihn so lange mit dem gängigen Klischeebild vom Juden, bis er das vorgezeichnete Bild übernahm und dadurch zum gemiedenen und verfolgten Außenseiter wurde. Manche Eltern machen sich von ihren Kindern ein fertiges Bild, das oft die Züge jener Ideale trägt, die sie selbst nicht ver-

wirklichen konnten. Sie engen damit ihre Kinder in ihrer Entfaltung der eigenen Anlagen ein. Sie pressen ihre Kinder in ein Schema, das nicht für sie paßt und machen manchmal sogar ihre Liebe zu den Kindern davon abhängig, ob diese bereit sind, sich nach diesem Schema zu richten. Sie verlieben sich in ihr Idealbild, statt ihre Kinder zu lieben.

Andrerseits geht es aber auch nicht an, auf die Vorgabe von Idealen zu verzichten und seinen Kindern zu sagen: „Seid, wie ihr wollt, und tut, was ihr wollt — ihr seid uns immer recht.“ Das wäre ein Verzicht auf Erziehung, der eine schwere Lieblosigkeit darstellt. Jeder Mensch — nicht nur jeder junge Mensch — braucht zu seiner Entfaltung Orientierungspunkte und Vorbilder, die man ihm auch zeigen und vorleben muß. In seinen „Geschichten vom Herrn Keuner“ schreibt Bertolt Brecht:

„Was tun Sie,“ wurde Herr K. gefragt, „wenn Sie einen Menschen lieben?“ „Ich mache einen Entwurf von ihm“, sagte Herr K., „und Sorge, daß er ihm ähnlich wird.“

„Wer? Der Entwurf?“

„Nein“, sagte Herr K., „der Mensch.“

Das ist wohl die tiefsinnigste Deutung der Bedeutung von Idealen. Sie sind nicht fertige Bilder, sondern Entwürfe, Vorlagen und Vorgaben, an denen sich der wandelbare Mensch orientieren kann, um sein eigenes Profil, sein Gesicht und seine Gestalt zu finden. Die Ideale selbst aber werden immer wieder von der Wirklichkeit und dem Geheimnis des Menschen überholt.